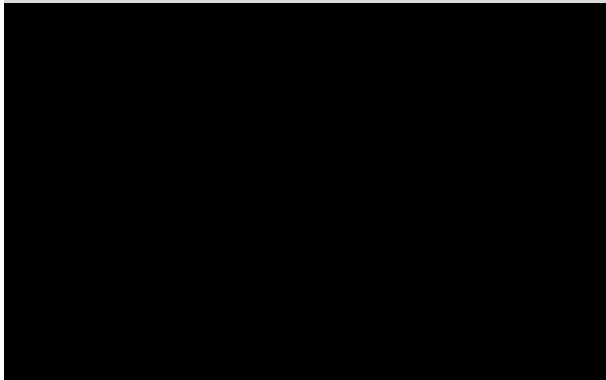


Das perfekte Bild

Absolute Schwärze. Dunkelheit in ihrer dichtesten Form. Eine finstere Undurchdringlichkeit, wie sie eben nur die Höhle zu bieten hat. Der Forscher, der – sollte er auch die Augen geschlossen haben – getrost als Betrachter der kompromisslosen Lichtlosigkeit gelten kann, möchte die Dunkelheit greifen, den Vorschlaghammer berühren, der mit wuchtigem Schlag den Lichtschalter zerbröselt hat, die Funken schmecken von der Explosion des Sicherungskastens, dessen funktionslosen Drähte nun wie die Zweige eines toten Baumes in die Finsternis ragen. Doch er tastet ins Leere. Das Nichts zerfasert zwischen den Fingern. Das scheinbar Undurchdringliche ist nur

Abb. 1: Kurz bevor der Blitz auslöst – oder doch schon das perfekte Bild?.



allzu durchdringlich. Es herrscht eine Hohlheit von transparenter Qualität, die getragen und feucht den Raum, die Geräumigkeit, die Räumlichkeit an sich erahnen lässt. Als ob ein Gebirge aus tonnenschwerem Fels auf einen glitzernden See gedonnert wäre, dem Himmel ein Dach aufzwingend, das Licht aus den Poren pressend. Es bleibt eine Atmosphäre der Düsternis zurück, ein hohnlachendes Verlies, ein labyrinthischer Kerker, der jedem Hoffnungslosen, der sich darin befindet, den Status des Lebendigen raubt,

ja das Leben selbst verbietet. Jeder schwarze Atemzug – ein Tauchen, ein Ertrinken im Tod.

Dieser wuchtige Eindruck ist eine Momentaufnahme, ein winziger Augenblick, schwer zu fassen und doch existenziell vorhanden. Nach diesen Zeilen ist der Leser gefasst auf eine hilflose, ewig wandernde Seele, verzweifelt, verloren, dahinsiechend, die sich schließlich schluchzend auflöst.

Nichts dergleichen ist der Fall.

Um den optischen Effekt zu untermauern, mangelt es schon allein an der Stille.

Stattdessen hallen laute Rufe durch die Nacht: „Reddie?“ „Reddie...reddie...reddie...NOU!“

Hier sind die Grenzen des Alphabets schnell erreicht. Vielleicht hilft Ihnen einfach das Wissen, dass es sich um Franzosen handelt, die englisch sprechen.

Es geht heute um ein Projekt. Um eine Mission, um nichts weniger als den heiligen Gral eines jeden Höhlenfotografen, um das besondere, das übermenschliche, das perfekte Bild. Das Bild, das alle nachfolgenden überflüssig werden lässt, das einen lockt, verführt und schließlich unvermittelt packt. Jede Ecke, jeder Winkel des Bildes verdient eine zusätzliche Betrachtung, eine intensive Beschäftigung mit allen Spielarten des Lichts und der Farbe, allen Facetten des Ausdrucks. Man lehnt sich nochmal zurück und ist überwältigt vom Gesamteindruck. Unwillkürlich taucht man ein in die Surrealität, schmeckt die Atmosphäre, die einen aus der Tiefe anhaucht, bis man selber unabdingbarer Teil des Bildes wird. Dieses überwältigende visuelle Erlebnis überträgt sich auf die anderen Sinne, bis man die Steine riechen kann und die Stille schmeckt. Einmal in die Vollkommenheit abgetaucht, möchte man das Bild nicht mehr loslassen, möchte blind werden, um die Erinnerung auf der eigenen Netzhaut nicht zu zerstören oder noch besser sterben, weil es keine Steigerung im Leben mehr geben kann. Dies kann nur in letzter Konsequenz das schöne, schreckliche



Abb. 2: Der Siphon in der Asperge, Foto: Andreas Schober/Gaspard Magarinos

Ziel, die Vision der Bildkünstler sein, der Meister des Lichts, deren idealistische Motivation ansonsten über jeden Zweifel erhaben ist.

Zapp! Zosch! Blitz! Klick. Bilderfetzen blitzen auf, blinkende Rechtecke zucken vor schwarzem Hintergrund auf der schmerzenden Netzhaut (ein Blitz ging wohl in meine Richtung). Dann kehrt die Realität zurück, nein, sie schlägt unbarmherzig zu. Im charakterlosen Schein der LED-Lampen erwachen die Personen zum Leben.

Das Fototeam, eben noch eine eingeschworene Gemeinschaft, zerfällt in unzufriedene Fotografen, in frustrierte Blitzknechte, in frierende Statisten, die eben noch in Stein gemeißelte Helden waren. Der türkis schimmernde See verwandelt sich in trostloses, unberührbares Nass, die ästhetisch vom Wasser geschaffenen Wandstrukturen in klammen, harten Stein und die warmen Brauntöne in feuchten, kalten Dreck.

Wir sind in der sagenhaften Asperge, der geheimnisvollen, der verbotenen Höhle. Hinter vorgehaltener Hand und mit respektvoll gesenkter Stimme wird von ihr gesprochen. Niemand würde es wagen ein lautes „Da will ich rein!“ von sich zu geben. Nein, bei dieser Höhle verbietet es sich, das drängende Verlangen zu artikulieren. Jeder will dorthin, das steht außer Frage und ist keiner Erwähnung wert. Bei dieser Höhle aber wartet man demütig auf eine Einladung, auf die Hoffnung auf eine Einladung, auf die Andeutung einer Hoffnung einmal eingeladen zu werden. Und dann ... dann ist es plötzlich so weit.

Flüsternd und auf Zehenspitzen nähern wir uns dem versteckten Zustieg, dem unerlaubten Tor, dem Geheimgang zur Schatzkammer. Die Nerven sind aufs Äußerste angespannt.

Wir alle wissen, dass wir es mit visuellen Kostbarkeiten, dem Anblick von edelsten Sehenswürdigkeiten zu tun haben werden, die weit besser sind als das, was die Schauhöhlen dieser Welt zu bieten haben.

Dann endlich stehen wir vor dem Eingang. Nun ein versteckter Eingang, den niemand finden soll, unterscheidet sich natürlich von dem Eingang einer Schauhöhle. Es winkt niemand freundlich mit einer Mütze und entwertet das Ticket. Keiner hilft einer Oma mit ihrem Rollator über den Absatz, dieser einen Stufe, dem einzigen Hindernis, das dieser Gehhilfe bis zum Ausgang im Wege steht. Nein, ein Rollator ist hier ganz und gar fehl am Platz. Auf dem Weg hierher gab es keine Stelle, an der auch ein sehr kleines Rad eine 360°-Drehung vollführen kann und dabei Kontakt mit dem Boden hat. Und wenn hier jemals irgendwann irgendwer versucht hätte, einen an diese Stelle zu tragen, dann gäbe es jetzt ein rollatorförmiges Vogelnest, das etwa in Kopfhöhe keine 10 Meter von der „Straße“ (die keine ist) entfernt im Gestrüpp für die nächsten zwei Generationen fixiert ist.

Ähnliche Überlegungen gelten beim Betreten der Höhle. Möglicherweise duckt sich der Schauhöhlenbesucher unwillkürlich unter dem torbogenförmigen Eingang, in den vermeintlich niedrigen Gang, dessen Decke doch mindestens einen Meter über Kopfhöhe ist.

Wer sich hier nur duckt, dessen Kopf befindet sich noch einen Meter zu hoch, um unter der Decke zu sein. Aber wer würde hier zurückschrecken, bei dem Einstieg in die sagenhafte Zauberwelt der Asperge. Noch einmal krabbeln, noch einmal schlufen, noch einmal ruckelnd über scharfkantiges Blockwerk zwei Meter nach unten schrabbeln. Doch ... wo ist er nun, der gläserne Palast, das kristallene Kaleidoskop, das die Augen mit Bilderkaskaden überfordert? Stattdessen höre ich nur leises Fluchen, das Rumpeln der vollen Schleifsäcke, das Reiben des Schlazes auf Stein, das Quietschen der Knieschoner. „Noch eine Stunde“, sagt Andi gerade, „dann sind wir da!“

Hier erscheint es mir wieder einmal besonders wichtig, eine scheinbar belanglose Aussage für den Nichthöfo zu übersetzen. Eine Stunde mag nicht viel klingen. Wer mal vor Weihnachten in einem Wartezimmer eines Arztes gesessen hat, mag denken „nur noch?“ (und immerhin sitzt er schon).

Oder was ist schon dabei, eine Stunde bei einer Tasse Kaffee die Zeitung zu lesen und darauf zu warten, dass die verehrte Frau Gemahlin das Telefongespräch mit ihrer besten Freundin beendet hat (man hat sich ja immerhin schon fast einen ganzen Tag nicht mehr gesehen).

Nein, das taugt alles nicht als Vergleich. Stellen Sie sich lieber einen Reifenwechsel am Auto vor. Kriechen Sie jedes Mal, bevor sie den Wagenheber benutzen, noch einmal unter dem Wagen durch,



Abb. 3: Ein erster Blick auf „Das Blau“, Foto: Andreas Schober/Gaspard Magarinos

hauen sich das Ding einmal herzhaft ans Schienbein, knallen Sie sich das Warndreieck an die Fresse. Machen Sie keine Pause und versuchen Sie dabei, eine Stunde Spaß zu haben. Danach können wir uns gerne im Wartezimmer weiter unterhalten, sofern das nuschelnde Gestammel, das zwischen den aufgeplätzten Lippen und den blutenden Zahnstümpfen Ihren aufgequollenen Mund verlässt, sich noch dafür eignet.

Nein, eine Wegstunde in der Asperge ist nicht einfach irgendeine Stunde und etwas, über das man einfach so hinweggehen könnte. Und was auch immer hinter dieser Stunde locken mag, es erscheint während dieser ach so endlos langsam verstreichenden Leidenszeit unerreichbar fern.

Viele, viele abschreckende Passagen, die wir jetzt nicht im Detail auskosten, und eine Stunde später:

Der geschundene Körper richtet sich auf, während der Schleifsack tot am Boden liegen bleibt. Zwischen den Schlieren aus Schweiß und Lehm gelingt es den



Abb. 4: Weder Nord- noch Süd- sondern intensiv blau, Foto: Andreas Schober/Gaspard Magarinos

Augen, die ersten Excentriques zu fixieren. Nicht viel und nicht so besonders (wir sind ja in La Salle, da sind die Ansprüche anders als anderswo). Trotzdem stehen ein paar Höfos vor mir und raunen und staunen. Dann sehe ich es auch. Die gewundenen bizarren Formen der Excentriques, die Länge, die Größe, die Vielfalt, die Fülle, die Anzahl, das alles ist für hiesige Verhältnisse normal. Auch der transparente Schimmer ist nicht ungewöhnlich, nein, das Staunenswerte ist das Blau. Ein guter, satter Farbton. Ein blaues Wunder.

Ein Blau, so intensiv und rein wie ein Enzian in der Mittagssonne und gleichzeitig durchscheinend und zart wie das Licht einer blauen Grotte. Um die nächste Ecke noch mehr davon und noch mehr. Dieses Blau ist es, was diese Höhle so besonders macht und abhebt gegenüber all den anderen Höhlen dieser Gegend, gegenüber der bizarren Tropfsteinpracht, mit der die unterirdische Welt hier so verschwenderisch umgeht.

Damit sind wir wieder am Ausgangspunkt dieses Berichts, der Fotografie, dem visuellen Konzentrat des Eindrucks – dem perfekten Bild. Jedem Leser wird es sofort klar sein: Es kann sich eigentlich nur um ein Bild handeln, das versucht, dieses Blau in

den Mittelpunkt eines Konzepts gegen die Vergänglichkeit zu stellen, den Tod einfach mal blau machen zu lassen und die Sterblichkeit zu leugnen. Dieses typische, dieses besondere, dieses einzigartige Blau muss das Thema des Bildes sein.

Auch für mich ist dieser Ansatz eine Selbstverständlichkeit, aber damit liege ich völlig und total daneben.

Also wenn es nicht um die absolute Besonderheit dieser Höhle geht, um was dann? Was sonst ist noch typisch für die Asperge? Der lange qualvolle Zustieg? Ein Bild, das den Passionsweg nachzeichnet? Schlüfe, Krabbel-Kriechstrecken, zerknautschte Höfos, die ihr unförmiges Gepäck um die Ecke zerren? Nein, alles falsch!

Nun, vielleicht erinnern Sie sich noch an die Szenerie vom Anfang. Da ging es um Zurufe, also um Strecken, die akustisch überbrückt werden mussten, und daher um Größe. Es ging um Personen in der Mehrzahl und es ging um Wasser. Das alles ist völlig untypisch.

Ein Beispiel: Jemand zeigt Ihnen ein Bild von einem gelbbraunen Rechteck. Die Oberfläche sieht ein wenig ledrig aus. Es gibt kleine Einkerbungen und schwarze Punkte darauf. Ein gutes, ein ästhetisches Rechteck, aber Sie wären nicht von selbst



Abb. 5: Tropfsteine in der PN77, Foto: Andreas Schober/Gaspard Magarinos

darauf gekommen, dass es sich um einen Ausschnitt der Flügeldecke eines Herkuleskäfers handelt, dem mit bis zu 17 cm Länge größten Käfer der Welt. Auch dass der Käfer gerade auf dem Kopf eines Königstigers sitzt vor der Kulisse des Burdsch Chalifa in Dubai, blieb Ihnen verborgen. Man würde also gemeinhin nicht von einem typischen Bild der Szenerie sprechen, wenn man dieses Rechteck betrachtet, das genau genommen noch nicht einmal typisch für den Herkuleskäfer ist.

Was nun ist typisch für die Asperge? Wenn Sie jemanden fragen, der sich noch weniger als eine Stunde in der Höhle aufhält, dann wird die Antwort lauten: Eng, kantig, klüftig, rau, spitz. Eine verdammte Drecks...höhle.

Wer aber über das Besondere der Höhle spricht, erzählt von dem Blau (siehe oben).

Niemand aber wird von der Halle am Ende erzählen. Eine Halle mit Lehmbohlen und einem großräumigen Schacht am Ende. Am Grunde dieses Schachtes ist ein See. Ein See, der in einen Siphon führt und irgendwohin, wohin keiner mehr ernsthaft hintauchen möchte. Solche Seen gibt es natürlich in allen möglichen Höhlen, insbesondere auch außerhalb von Frankreich. Aber für die Asperge ist er geradezu maximal untypisch. Jetzt endlich nähern wir uns

der Bildidee. Es geht ganz offensichtlich darum, ein Bild zu machen, das ganz und gar seine Herkunft verleugnet. Niemand, der an die Asperge denkt, wird dieses Bild vor Augen haben, und niemand, der das Bild sehen wird, bekommt eine Idee davon, wie diese Höhle aussieht.

Der Charakter der Höhle soll durch das Bild komplett mehr als nur verändert werden. Anstatt hinterhältig, fies, gemein und böse will der Fotograf sie uns offen präsentieren. Groß, freundlich und klar. Schlicht das Gegenteil der Wahrheit darstellen, ohne eine Lüge zu sein.

Nun, um es kurz zu machen: Es kommen wunderschöne Bilder zustande. Ob sie an der Seele rühren oder einfach schön sind, muss der Betrachter selbst mit sich ausmachen. Es ist zumindest nicht zu sehen, dass sich erst Calvin eine Stunde im vollgelaufenen Schlauchboot den Arsch abfriert, um dann Platz für Andi zu machen, der das dann auch nochmal eine Stunde lang tut. Das passiert aber erst, nachdem alle am scheinbar richtigen Platz sind. Die Fotografen, die Blitzknechte, die Statisten, die Zuschauer und die Hauptdarsteller. Insgesamt sechs geschlagene Stunden mühen sich alle um dieses eine Bild und vielleicht bekommen Sie jetzt eine vage Ahnung davon, wie aufwändig es ist, wenn zwei Fototeams



Abb. 6: Bild von Lilli und Maren am Kiesstrand, Foto: Robert Winkler

parallel in zwei verschiedenen Sprachen mit gemischter Lichttechnik (Elektronikblitze und Blitzbirnen) über Funk und durch direktes Zurufen versuchen, ein 3D-Bild zu machen.

Doch bei all diesen Widrigkeiten bleibt festzuhalten. Die ganze Mannschaft bleibt mit großer Geduld am Ball und immerhin haben wir jetzt alle die sagenumwobene, die geheimnisvolle, die außerordentlich einzigartige Asperge gesehen.

Was sonst noch geschah:

Am Freitag, den 20. August, reisen wir an. Dieses Mal sind wir schon auf die Mischung aus Schotterpiste und Feldweg vorbereitet, die von Olargues in das verwunschene La Salle führt. Nur ein paar alte Steinhäuser stehen hier in dem niedrigen, dichten, mediterranen Wald. Hier inmitten der dornigen Macchia ist das Vereinsheim des Spéléoclub von Beziers. Hier tummeln sich bereits seit einer Woche zahlreiche Höhlenforscher aus aller Herren Länder, so viele, dass der Platz nicht mehr für alle reicht. Deswegen fahren heute die allermeisten nach Hause, während wir und viele andere erst kommen. Viel zu viele andere, für die der Platz hier eigentlich unmöglich reichen kann. Zuerst fällt einem das Fehlen von

Plätzen auf, die eben genug sind, dass ein Zelt auf dem Boden stehen bleibt, bevor man die Heringe eingeschlagen hat. Dann denkt man vielleicht an die sanitären Anlagen in Gestalt der Toilette. Sie hat sogar eine Tür, ich will mich nicht beschweren, aber es kann kein Zufall sein, dass dies die einzige mir bekannte Toilette ist, auf die Mädchen nicht unbedingt zu zweit hin müssen. Und jetzt, da ich davon schreibe, möchte ich das Bild auch möglichst rasch aus meinem Kopf verdrängen. Nein, es handelt sich ganz eindeutig um eine Einzelpersonenplumpsklozelle.

Aber irgendwann stellt man sich auch vor, wie die über 30 Personen mit dem einen, einzigen Herd auskommen wollen, ohne dass sich die letzte Frühstücksgruppe mit der ersten Abendessensrunde überschneidet. Hier kommen die Chiemgauer Höhlenbären ins Spiel. Insbesondere die kocherprobten Frauen, für die das für mich Unvorstellbare eine Selbstverständlichkeit ist, nämlich, dass für alle gemeinsam gekocht wird. Unfassbar, welche Nahrungsmengen in der Miniküche gleichzeitig verarbeitet werden, mit welchem Gemeinschaftssinn diese Gruppe an die Sache rangeht. Ein Riesensu-perlob an diese Gruppe, von der man sich einiges abschauen kann.

Überhaupt ist diese zweite Woche eine sogenannte Familienwoche, darum geht es nicht nur um Höhle, sondern zum Beispiel auch ums Baden, Klettern und Eis essen. Also um Spaß und Urlaub.

Das kennt man ja sonst nicht so. Wobei das Verhalten mancher Jugendlicher beim Baden darauf hindeutet, dass es gewisse Verschmutzungsmangelerscheinungen gibt. Bei zu viel Wasser und Reinlichkeit hört halt der Spaß irgendwann auf.

„Kannst du dieses Blau nicht abschalten?“ Nein, wir sind nicht mehr in der Asperge. Es geht nicht mehr um das wundervolle, sphärische Blau der Excentriques, das einzigartige Naturschauspiel, das nur durch das Licht des Entdeckers überhaupt Farbe bekommt. Es geht um mein Helmlicht. Obwohl ich behaupten würde, dass es mehr blaue Tropfsteine als blaue Helmlampen gibt, ist diese Einzigartigkeit für Uwe heute kein Trost. Er möchte Filmaufnahmen von dem Sinterschmuck der PN77 machen. Scheinbar sind da warme, freundlichere Farbtöne gefragt. Bitte, das macht mir nichts aus. Da steh ich drüber. Sollen doch andere mit ihrem Puppenstubenlicht

hier rumposen und ihr Rotlichtlächeln aufsetzen. Nein, ich fühle mich überhaupt nicht ausgegrenzt. Da mache ich halt meine „blaustichige“ Helmlampe mit dem „Fabrikhallencharme“ aus.

Sollen die doch ohne meine Super-LED auskommen. Wenn es um echte Dramatik ginge, wäre man froh, es würde ein schlazbewehrter Superheld als Vorbote des SEK um die Ecke stürmen, während im Hintergrund meine Helmlampe als Blaulicht um einen Makkaroni kreiselt. Aber dann sollen sie selber la'lalalü rufen und sich lächerlich machen, ha! Blaues Licht als Kunstelement wird in der modernen Höhlenfilmtechnik völlig unterschätzt.

Die PN77 ist meine Lieblingshöhle in dieser Gegend. Sie hat alles, was eine Höhle braucht. Einen leichten Zustieg über eine Leiter. Ein bisschen Gekraxel. Tolle Tropfsteine. Noch mehr tolle Tropfsteine. Dann eine kleine Andeutung von alpinem Höhlenflair. Ein Canyon, der in einen phreatischen Gang mündet mit einem Kiesgrund, der in einem Siphon endet. Alles dicht beisammen, alles drin,

Abb. 7: Uwe Krüger beim Filmen ohne Blaulicht, Foto: Andreas Schober/Gaspard Magarinos





Abb. 8: Ein scheinbar alpiner Höhlengang (PN 77),
Foto: Andreas Schober/Gaspard Magarinos

was eine Höhle ausmacht. So viel, dass man gar kein untypisches Bild machen kann. Das denkt sich wohl auch Philipp Crochet, dem wir hier fasziniert bei der Vorbereitung für ein Bild zusehen, in dem Tropfsteine nicht vorkommen. Und auch keine Blitz-

Abb. 9: Auch in der PN77 gibt es einzigartige Formationen, Foto: Andreas Schober/Gaspard Magarinos



knechte. Philipp arbeitet mit Blitzern auf Stativen. Die sind zwar nur geringfügig geduldiger als ein ausgebildeter La Salle-Blitzknecht, aber um ein Vielfaches unbeweglicher. So kann er in aller Ruhe die Beleuchtung optimieren. Mir persönlich ist das aber zu professionell. Wem kann man da noch die Schuld in die Schuhe schieben, wenn es mal nicht klappt? Allerdings scheint diese Option hier gar nicht zu existieren. In dieser Woche sind lauter Profis am Werk, ob beim 2D- oder beim 3D-Fotografieren, ob beim Filmen oder der Bildaufbereitung. Das gilt natürlich auch in besonderem Maß für Uwe, dem ich heute bei seiner Filmarbeit zusehen kann. Und noch was ist toll an der PN77. Man ist in 20 Minuten wieder draußen. Und noch mal eine Viertelstunde, dann steht man schon in La Salle mit einem Bierle in der Hand.

Wer jetzt denkt: „Was sind denn das für Warmduschersprüche? Haben die etwa keine einzige harte Tour gemacht, keine mühsam erkämpfte Entdeckung?“, dem kann ich vollkommen und uneingeschränkt recht geben. Jawoll. Das waren absolut entspannte Tage in total entspannter Atmosphäre mit supernetten Leuten. Und ja, ich hab's voll genossen. Übrigens auch das echte Warmduschen, das dank einer Sonderkonstruktion möglich ist (so lange man es nicht übertreibt).

Noch einmal mehr kann ich mich beim Filmen in der „Grotte des Écossaises“ halbwegs nützlich machen (der Blaustich stört scheinbar immer noch), bevor der würdige Abschluss ein Badetag an der Gorge d'Héric ist. Diese Schlucht ist zwar zu schön, um ein Geheimtipp zu sein, aber dafür ist sie schön. Es gibt auch bei größerem Andrang immer noch irgendeinen versteckten Platz, einen Privatgumpen und tolles Wasser. Wenn ich geahnt hätte, wie viel scheinbar lebensnotwendiges Picknickgepäck ein junger Familienvater durch die Mittagshitze tragen soll, hätte ich allerdings meinen Schleifsack mitgebracht.

Und mit diesem Bild möchte ich den Bericht schließen. Dem Bild von johlenden und kreisenden Kindern, die sich ins spritzende Wasser werfen. Den lachenden Gesichtern, den sonnenheißen Steinen. Das Licht hat die Dunkelheit verdrängt. Vielleicht hat es nicht für das perfekte Bild gereicht. Aber es war auf jeden Fall eine perfekte Woche.

An dieser Stelle auch noch einmal ganz herzlichen Dank für die ganze Organisation an Andi Schober, Gaspard Magarinos und Michel Renda.



Abb. 10: Michel Renda mit Paule vor dem Vereinsheim, Foto: Robert Winkler

Abb. 11-13: In der Gorges d'Héric, Fotos: Robert Winkler





Autor:

Robert Winkler

Brahmsweg 31

72076 Tübingen

RobertWinkler@gmx.net

